

Zum Erscheinen der zweiten Auflage von K. Krumbacher's „Geschichte der byzantinischen Literatur“.

Das Erscheinen der zweiten Auflage der „Geschichte der byzantinischen Literatur“ von Professor Karl Krumbacher*) darf als ein bedeutendes literarisches Ereigniß bezeichnet werden.

Als vor sechs Jahren der Verfasser zum ersten Male die Wanderung durch die „unaussprechlichen“ Jahrhunderte des byzantinischen Zeitalters unternahm und seine Wahrnehmungen in der ersten Auflage zusammenstellte, war er begleitet „von dem drückenden Gefühle der Unsicherheit und Besorgniß“. Hatte es sich ihm ja sogar als Nothwendigkeit herausgestellt, das wissenschaftliche Recht des Gegenstandes, den er, ohne Vorgänger zu haben, zusammenfassend darstellte, gegenüber mannigfachen schiefen Auffassungen zu verteidigen. Freilich, das Bewußtsein mußte auch damals schon sein Vertrauen erhöhen, daß es unrichtig war, wenn man ihm vorwarf, die Beschäftigung mit einer Zeit, wo *απὸ* den *Accusatio* regiere, müsse „die reine Liebe zum Alterthum und die pädagogische Kraft“ verkümmern lassen. Das stand doch fest, daß der Werth der historischen Forschung nicht abhängig gemacht werden darf von der Beschaffenheit ihres Gegenstandes. Das Studium inhaltlich und formal hochstehender Literaturperioden ist nicht höher zu achten, als die Beschäftigung mit weniger glanzvollen Zeiten. Mit vollem Recht weist daher Krumbacher derartige „ästhetische und pädagogische Rücksichten“ bei Beurtheilung des Werthes oder Unwerthes historischen Schaffens zurück. Leider waren und sind diese Erwägungen noch nicht zum Gemeingut aller Gebildeten geworden. Und wenn auch in der Theorie gar viele dem Gesagten zustimmen, wenden sie in der Praxis doch ihre Blicke weg von dem dunklen Zeitalter des Byzantinismus, das ein ständiges Sinken der Civilisation und ein Ueberhandnehmen des schon durch das Wort „byzantinisch“ charakterisirten Servilismus in Literatur und Gesinnung repräsentire. Mit der ihm eigenen kraftvollen Sprache widerlegt Krumbacher durch schlagende Beweise und Hinweise auf andere Culturepochen derartige Vorurtheile.

Eine vielseitige Zustimmung zu seinen Ansichten darf Krumbacher aber schon dem Umstande entnehmen, daß er nach kaum einem Bußrum schon wieder an eine Neubearbeitung der byzantinischen Literaturgeschichte schreiten mußte. Aber auch die Art und Weise, wie die Neubearbeitung vor die Öffentlichkeit trat, zeugt von dem großen Erfolge seiner Bemühungen. Um mehr als das Doppelte ist der Umfang des Buches vermehrt. Fast jede Seite weist Früchte auf, die erst die letzten Jahre zur Reife gebracht haben. Vor allem werden aber die Theologen diese neue Auflage freudigst begrüßen, da die theologischen Schriftsteller in derselben eine gesonderte Behandlung gefunden haben, und zwar von Seite eines Fachmanns; Professor Albert Ehrhard hat diesen Abschnitt der byzantinischen Literatur bearbeitet. Auch der im Anhang gegebene „Abriß der byzantinischen Kaisergeschichte“, den Professor H. Gelzer gefertigt hat, entsprach zu sehr einem dringend gefühlten Bedürfnisse, als

*) Erschienen als IX. Band 1. Abtheilung des „Handbuchs der klassischen Alterthums-Wissenschaft“. München 1897.

daß er nicht mit der größten Dankbarkeit entgegengenommen würde. So ist denn durch dieses Handbuch unsere historische Wissenschaft um ein bedeutendes Hilfsmittel bereichert worden. In drei großen Abtheilungen (prosaische, poetische und vulgärgriechische Literatur) führen uns die Verfasser die einzelnen Schriftsteller nach Fächern (Theologie, Geschichtsschreiber und Chronisten usw., Kirchenpoesie, Profanpoesie) seit den Zeiten Justinians bis zur Aufspaltung des Halbmondes auf der Hagia Sophia (527—1453) vor Augen. Krumbacher datirt zwar in der neuen Auflage den Beginn des byzantinischen Zeitalters in die Zeit Konstantins, näherhin in das Jahr 324, und begründet diese Meinungsänderung eingehend. Aber der Anschluß an die Literaturgeschichte von Christ erforderte das Beginnen mit der Zeit Justinians. Die kurzen Charakteristiken der einzelnen Perioden und Schriftsteller, die trefflichen Literaturangaben, die beigelegte allgemeine Bibliographie, dazu die größtmögliche Correctheit und Wissenschaftlichkeit in Inhalt und Form, wofür schon die Verfasser bürgen, machen das Buch zu einer wohl eingerichteten Kistkammer, der alle Einzel Forscher auf dem Gebiete der byzantinischen Literatur Material und Hilfsmittel entnehmen müssen.

Mögen denn diese reichen Anregungen auch reichlich benützt werden; möge diese zweite Auflage im Stande sein, recht viel Sinn und Freude für byzantinische Studien zu wecken! Hier bleibt freilich noch viel zu wünschen übrig. Noch im vergangenen Jahre, als das bayerische Parlament sich mit der Genehmigung der Mittel für Gründung eines byzantinischen Seminars an der Münchener Universität beschäftigte, war es dem Referenten der Kammer der Abgeordneten möglich gewesen, zur Begründung der Ablehnung dieses Antrags unter anderem auf die geringe Bethheiligung an diesen Studien hinzuweisen. Dieser Thatsache gegenüber ist der Wunsch angebracht, daß es dem Verfasser, der durch Herausgabe der byzantinischen Literaturgeschichte diese Studien so trefflich inaugurirt und durch Gründung und Redaktion der „byzantinischen Zeitschrift“ ihnen ein Centralorgan ersten Ranges geschaffen und überdies noch Zeit gefunden hat, in zahlreichen Einzelstudien mustergiltige Vorbilder zu bieten, noch recht lange beschieden sein möge, Wortführer in Sachen seines Wissenszweiges zu sein! Möge ihm insbesondere auch als akademischer Lehrer ein recht weites Arbeitsfeld zu theil werden! Eine Verbreitung und Verallgemeinerung der Kenntniß des byzantinischen Zeitalters über den Kreis der Fachgenossen hinaus kann ja nur dazu dienen, manche Fragen der Gegenwart mit reiferem Blicke zu betrachten. Dazu ist z. B. der Dualismus zu rechnen, der die grieco-slavische Welt so scharf scheidet von der germano-romanischen. Vor allem aber werden auch die vom gegenwärtig regierenden Papste Leo XIII. so sehr betonten Unionsfragen durch Kenntniß der byzantinischen Literatur und Geschichte tiefer erfaßt und besser gelöst werden können.

Rom, Jänner 1897.

J. S.

Socialistische Theorien des Alterthums.

(Fortsetzung.)

1. Der Staat des Phalaas.

ff. Der erste, welcher sich mit dem socialen Problem befaßt zu haben scheint, ist Phalaas aus Chalcedon. Wohl durch die vielen Unruhen veranlaßt, welche die uns

gleiche Vertheilung des Besitzes in den damals bestehenden Staaten zur Folge hatte, stellte er die Forderung auf, der Besitz der vollberechtigten Staatsangehörigen solle gleich groß sein; bei Gründung von neuen Städten sei die sofortige Einführung dieses Modus nicht schwierig, bei bereits bestehenden Verfassungen müsse man, wenn's auch hart ankomme, eine Gleichheit auf dem Wege herbeiführen, daß die Reichen ihren Töchtern Mitgift geben, aber selbst keine bekommen, und die Armen Mitgift wohl bekommen, aber keine geben.

Neben der Besitzgleichheit wollte Phaleas auch Gleichheit der Erziehung für alle Bürgerföhne. Damit sei ein Heilmittel gegen Ungerechtigkeiten geschaffen. Auf die Fragen, wie hoch denn diese gleiche Besitzquote und welcher Art die gleiche Bildung sein solle, hat sich Phaleas nicht eingelassen. Dagegen wissen wir, daß er den Gewerbetreibenden das Staatsbürgerrecht entzogen und sie zu Dienern des Staates gemacht wissen wollte, daß er also die Industrie verstaatlichte, aber den Arbeitern das Eigenthum nahm. Wir haben da einen noch recht unvollkommenen Versuch vor uns, die sociale Lage wieder zu bessern.

2. Der Staat des Hippodamos von Milet.

Dieser merkwürdige Mann, ein großer Baumeister, hatte sich durch seine Vorschläge für die regelmäßige Anlage von Städten und durch die Eintheilung des wichtigen athenischen Hafens, des Piräus, bemerkbar gemacht. Seine Zeit (um 440 v. Chr. Geburt) fällt mit der des gewaltigen Staatsmannes Perikles zusammen. Eine ächte Künstlernatur, unterschied er sich auch in seinem Auftreten von seiner Umgebung: er trug dichtes, lang herabwallendes Haar und selbst im Sommer Winterkleidung. Sein hochfahrender Sinn strebte, ein Urtheil über die ganze Welt-einrichtung zu gewinnen, und so war er der erste Privatmann, welcher sich über die Einrichtung eines Staates aussprach, der als der beste gelten könne.

Sein Staat sollte 10,000 männliche Einwohner umfassen, welche drei Gruppen bilden würden: Handwerker, Bauern und Soldaten. Das Land sollte gleichfalls in drei Theile zerfallen, in heiliges Land für die Götter, in staatliches Land für die Soldaten und in Privatland für die Bauern. Nur drei Arten von Gesetzen solle es geben, nämlich gegen Gewaltthätigkeit, Sachbeschädigung und Mord. Als Appellationsinstanz stellte er ein Reichsgericht auf, welches aus wählbaren, greisen, erfahrenen Männern zusammengesetzt sein sollte.

Ferner sollten die Männer, welche eine gemeinnützige Erfindung machen würden, staatlich geehrt und die Kinder der im Kriege Gefallenen auf Staatskosten unterhalten werden.

Die Beamten dachte sich Hippodamos vom ganzen Volke, das heißt jenen drei Ständen gewählt; ihre Thätigkeit habe sich auf die Angelegenheiten des Staates, der Fremden und der Waisen zu richten.

Diese Staatsidee ist augenscheinlich genauer ausgeführt als die des Phaleas. Aber sie leidet außer der aus Abgeschmackte streifende Vorliebe für die Dreizahl, welche der Baumeister vielleicht dem Studium pythagoreischer Lehren verdankt, an mehreren Unklarheiten. Die Handwerker scheinen keinen Antheil an Grund und Boden besitzen zu haben. Das heilige Land und das Soldatenland scheint communistisch verwaltet worden zu sein, und demnach kann auch das Privatland für die Bauern nicht im vollen Sinne als vererbliches und vermehrbares Privatland betrachtet werden.

Die Gewerbetreibenden hatten bei Hippodamos demnach eine ähnliche oder dieselbe Stellung wie bei Phaleas; von Besitz der vollberechtigten Bürger, zu denen wohl auch die Soldaten zu zählen waren, ist nichts mehr erwähnt.

3. Der Weiberstaat (389 v. Chr. Geburt).

Der Lustspieldichter Aristophanes, welcher als wichtiger Gegner des Perikles und des Sokrates den Standpunkt des Conservatismus in Religion und Politik vertrat, schildert in einem seiner tollsten Stücke, welches wir etwa „Weiberlandtag“ betiteln würden, eine socialistische Verfassung, welche er von Weibern einrichten läßt.

Er hat natürlich diesen Staat nicht mit dichterischer Phantasie frei erfunden, sondern verspottet dort eine ganz bestimmte Persönlichkeit, möglicher Weise einen der Sophisten, welche damals mit unerhörter Keckheit allem Herrkömmlichen zu Leibe rückten, oder auch den unten zu erwähnenden Antisthenes, der ursprünglich in die sophistische Schule ging.

Das aristophanische Staatsbild besteht aus folgenden einzelnen Zügen:

Alles soll glücklich sein. Hunger und Blöße, Schmähungen, Beutelschneiderei und Auspflandungen werden nicht mehr geduldet.

Alles ist Gemeingut. Reiche und Arme gibt es nicht mehr. Alles muß an den Staat abgeliefert werden. Vom allgemeinen Vermögen werden die Einzelnen ernährt.

Auch die Frauen sind Gemeingut. Die Kinder sollen jeden als ihren Vater betrachten, der etwa ein paar Jahrzehnte älter ist als sie.

Rechtshändel gibt es nicht mehr. Prügelst einer in der Trunkenheit den andern, so wird dem Kaufbold das Brod entzogen, welches er sonst bekommen hätte.

Die ganze Stadt wird ein Haus; die Gerichtshöfe und die Stadthallen werden in Gesellschaftssäle verwandelt, in welchen die Schmäuse und die Gelage stattfinden.

Wenn der Dichter die Sache noch so ausmalt, die Männer hätten nichts zu thun als spazieren zu gehen und sich von den Frauen, welche dafür regieren, recht schön bedienen zu lassen, so ist klar, daß der schalkhafte Poet hier seine Scherze einfließen läßt.

Wir sehen, bei Aristophanes liegt im Kleinen das Programm der Socialisten bereits fertig vor.

4. Der Staat der cynischen Schule.

Nicht ohne Grund verknüpfen wir mit dem Ausdruck „cynisch“ einen sonderbaren Begriff. Die griechische Philosophenschule, welche diesen Namen führte, hat sich, in diesem Punkte eine Tochter der Sophistik, wohl das Höchste in geistreicher Derbheit und Gemeinheit geleistet.

Brutal consequent und bar alles feineren Gefühles bildete sie ihre Sätze aus, in welchen zwar die Tugend in letzter Linie als Leitstern gepriesen, in Wahrheit aber ein Zerrbild dieses erhabenen und zugleich schönen Begriffes gegeben wurde.

So ist es denn kein Wunder, wenn auf der Karte ihres Zukunfts- und Musterstaates so ziemlich alle Punkte verzeichnet sind, welche der aristophanische Weiberstaat feststellt, nebst einigen Zusätzen, welche auf denselben Weg deuten.

Dies gilt schon von dem Gründer der Schule, dem Lehrling des Sokrates, Antisthenes (nach 400 v. Chr. Geburt), mehr aber noch von Diogenes (404 — 423

n. Chr. Geburt), den wir als überspannten Verehrer der Einfachheit und Natürlichkeit kennen.

Ihr Grundgedanke war: Der wahrhaft Weise, der die Tugend voll besitzt und frei gebrauchen kann, werde alles recht und trefflich machen. Daher sei Ehe, Besitz und Rechtsschutz unnötig. Die gesellschaftliche Bedeutung des Gesetzes erkannte Diogenes zwar an, aber er verstand darunter wohl nur das sittliche Gesetz, welches alle speciellen Gesetze überflüssig macht.

Einen Staat in unserm Sinne wollte er nicht. Er meinte, der einzig richtige Staat sei derjenige, welcher in der ganzen Welt einrichtung zu Tage trete.

Die Gottesverehrung in Tempeln und die Abstinenz schätzte er nicht besonders hoch. Es sei kein Unrecht, aus einem Tempel etwas wegzunehmen oder jedes beliebige Thier zur Speise zu wählen; ja selbst der Genuß des Menschenfleisches sei nichts Ruchloses.

Der Unterricht in Kunst und Wissenschaft war nach ihm ohne sittlichen Nutzen, wenn nicht schädlich.

Als Tauschmittel empfahl er statt des Goldes oder Eisens das Knöchelgeld, welches den Spielmarken unserer Kinder entspricht — eine interessante Parallele zum Markengelde der jetzigen Socialisten.

5. Der Staat Platons (nach 380 v. Chr. Geburt)

Der geniale Schüler des Sokrates hat unsirechtig das Großartigste gesagt, was je über die Eigenschaften des bestmöglichen Staates verkündet wurde. Er ist auch das Muster und Vorbild für alle die gewesen, welche utopische Staatsgebilde schufen, von Thomas Morus und Campanella bis auf unsere Zeit.

Nicht ohne Vorbereitung jedoch wie Athene aus dem Haupte des Zeus ist der Plan dem Geiste des Philosophen entsprungen. Die bisher dargestellten Verfassungsvorschläge haben mehr oder minder ihren Beitrag und ihre Anregung zu demselben geliefert, wie auch das praktische Vorbild der spartanischen Staatseinrichtung. Auffallend erinnert an Hippodamos die Eintheilung der Stände.

In trefflicher Ausführung nämlich begründet Platon in seinem „Staate“, dem Hauptwerke über Politik, den Gedanken, daß wie im gewöhnlichen Leben, so auch im Staatsleben eine Arbeitseinteilung eintreten müsse, je nach der Befähigung des Einzelnen. Und zwar müsse neben dem Nährstande der Gewerbetreibenden, Bauern und Arbeiter, welche in willigem Gehorsam die Tugend der Selbstbeherrschung zu üben hätten, ein besonderer Wehrstand stehen, die sogenannten „Wächter“, deren Aufgabe die Verhütung der Tapferkeit zum Schutze des Staates sei, und alle diese sollten geleitet werden von dem Ehr- und Wehrstande, dessen Glieder philosophisch gebildet und mit der Tugend der Weisheit ausgerüstet sein müßten. Im Unterschiede aber von Hippodamos denkt sich Platon die drei Stände nicht numerisch gleich, sondern er hält nur wenige Bürger für würdig, dem Beamtenstande anzugehören.

Auch die Besitz-, Weiber- und Kindergemeinschaft nimmt Platon in seine Theorie auf, die Besitzgemeinschaft jedoch nicht für den Nährstand und letztere mit Beschränkungen, die hier nicht näher besprochen werden können. Nur wie gezwungen und nur nach und nach läßt er sich auf die Frage der Frauengemeinschaft ein, so daß man auf die Vermuthung kommt, er habe diese Forderung zum ersten Male aufgestellt. Allein jene Behutsamkeit läßt sich ebenso gut aus der Bedenklichkeit des Themas

erklären, dessen Erörterung damals nicht ganz gefahrlos sein mochte. Vor weiteren Consequenzen scheut der Philosoph nicht zurück: Die Frauen nehmen am Kriegsdienst und den Staatsgeschäften theil; geschlechtliche Verbindungen zwischen den allernächsten Verwandten sind nicht auf alle Fälle ausgeschlossen; die Kinder sind den Eltern gänzlich, vor allem in der Erziehung, zu nehmen, und es muß verhütet werden, daß etwa die Mütter ihre Kinder erkennen. Eine allgemein waltende Gefinnung brüderlicher Liebe und Freundschaft sieht Platon als Folge dieser Anordnung voraus, welche noch wirksamer gestaltet wird durch das Verlangen gemeinsamer Mahlzeiten.

Die Gänge der platonischen Dialektik im einzelnen zu verfolgen und die speciellen Vorschriften mit den Begründungen wiederzugeben, müssen wir uns versagen. Nur schwer entzieht sich dem Banne der überredenden Darstellung, wer einmal in den platonischen „Staat“ eingedrungen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Abteikirche zu Kastl.

Kunstgeschichtliche Skizze von F. Mader.

(Schluß.)

Nachdem wir die Stiftskirche im Innern genügend kennen gelernt, lade ich zur Betrachtung des Aeußeren ein.

Da in den Innenräumen der ehrwürdigen Basilika nichts mehr zu „restauriren“ war, die Malteser aber doch auch eine kunstgeschichtliche That vollbringen wollten, gedachten sie sich am Außenbau der Kirche zu verewigen. Das gelang ihnen auch. Sie überdeckten nämlich die drei Schiffe der Kirche mit einem großen Dach. Dieser barbarische Einfall hat das Aeußere der Kirche sehr geschädigt.

Nur die Ostseite von St. Peter mit den drei Apsiden und dem Thurme bringt noch die ursprüngliche Gestalt zur Anschauung und zeigt, daß die Kirche auch nach außen hin in edlen Formen und Verhältnissen sich präsentierte und mit einer mäßigen, aber geschmackvollen Decoration ausgestattet war.

Da die Hauptapsis bei dem schon erwähnten Einsturz des nördlichen Thurmes in ihrem unteren Theile erhalten blieb sammt ihrer ursprünglichen decorativen Ausstattung, so läßt sich mit großer Zuverlässigkeit die ehemalige Gestalt der Apsis nach außen feststellen.

Sie war in fünf Felder getheilt, zwischen denen vier Halbsäulen emporwuchsen; oben mußten dieselben durch Rundbögen verbunden gewesen sein. Die Sockel der Halbsäulen sind zweimal als attische Vasen behandelt, zweimal mit Thiermotiven geschmückt. Unter dem Dachgesims war noch ein Rundbogenfries angeordnet, wie aus den Resten sicher ist. Ob die Zahl der Fenster drei oder fünf betrug, läßt sich nicht angeben; beim Wiederaufbau der Apsis nach dem Thurmeinsturz hat man deren fünf angebracht.

Die nämliche decorative Anordnung, wie hier an der Hauptapsis von St. Peter zu Kastl, findet sich auch an der Apsis des Domes zu Gurk und zu Speyer, im letzteren Fall bereichert durch eine zierliche Säulengalerie.

Die Seitenapsiden sind einfacher behandelt. Unter dem Dachgesims läuft ein Zahnschnittband und darunter ein Rundbogenfries mit zwei Ecksteinen.

Der Thurm, das Wahrzeichen der Kastler Gegend, hat eine edle, stilvolle Gliederung. Die Fensterzahl steigt nach oben zu. Kräftige Gesimse scheiden die einzelnen Stockwerke. Die oberen drei Etagen sind durch Rund-

bogenfriese belebt, wobei die Sockel der Bögen mehrfach als Thier- und Menschenköpfe gebildet sind.

Im Uebrigen weisen die Außenwände der Kirche keinen Schmuck auf. An der Südseite befinden sich zwei Portale: ein romanisches in einfachen Formen und ein gothisches an der Benediktuskapelle. Letzteres ist zwar figurenlos, aber recht gefällig und beachtenswerth in der Anlage.

Weitere decorative Bestandtheile haben sich nur im Innern der Kirche und zwar an der Hauptapsis erhalten. Es sind zwei Dreiviertelsäulen, die einen die Apsis einnehmenden Wulst tragen. Einer dieser Säulen dient ein Fischweib zum Sockel. Die Kapitälchen und der Wulst sind mit zierlichen Ornamenten geschmückt.

Diese Ausschmückung der Apsis innen und außen, sowie einige zerstreut umherliegende Details beweisen, daß St. Peter sich ehemals reichen Schmuckes in plastischer Arbeit erfreute: so gehört ein am Pfarrhof eingemauertes Kapitäl dem gereiftesten romanischen Stil an und zeigt vortrefflich stillirtes Blattwerk mit Diamantbändern. Zwei andere Kapitälchen befinden sich auf dem jetzigen Calvarienberg in der Nähe von Kasl. Noch möchte ich eines Bleiwasserbeckens erwähnen, das aus romanischer Zeit sich erhalten hat: es ist eine Steinmetzarbeit in Form einer aufgeblühten Rose, mit stillirten Rosenblättern glücklich decorirt.

Nach allem zu schließen, muß St. Peter ein herrliches Baudenkmal gewesen sein, und man kann nur bedauern, daß soviel davon zu Grunde gehen mußte. Sogar im 18. Jahrhundert, das nicht viel archäologischen Sinn besaß, war man mit der Restauration der Jesuiten nicht einverstanden, weil sie alles beseitigten, was die vorausgegangenen Stürme noch nicht weggefegt hatten; bei der bischöflichen Visitation im Jahre 1720 ernteten sie kein Lob für ihre Restauration.

Ich hoffe, die ehrwürdige Abteikirche nunmehr genügend beschrieben zu haben; es erübrigt aber noch die Frage, welcher Baumeister wohl diese merkwürdige Basilika erbaut habe.

Um die Zeit, wo die Klosterkirche zu Kasl gebaut wurde, waren die Kräfte zur Ausführung eines so stattlichen Gotteshauses in der Kasler Gegend ganz gewiß nicht vorhanden, und „da der Bau mit seinen Tonnen- und Kreuzgewölben eine technische Entwicklung zeigt, die, wie Mehl bemerkt, weder in der Hauptstadt des Landes, in Regensburg, geschweige denn in der Diöcesanhauptstadt Eichstätt um jene Zeit ein Seitenstück findet,“ so muß man an eine auswärtige oder wenigstens auswärts gebildete Kraft denken.

Die Ansicht Mehl's, daß der leitende Baumeister der Cluniacensischen Schule angehörte, hat alles für sich.

Das in Deutschland so äußerst seltene Tonnen- und Kreuzgewölbe, wie es sich in Kasl findet, weist ganz bestimmt auf Südfrankreich hin, wo das Tonnen- und Kreuzgewölbe während der romanischen Epoche bekanntlich sehr häufig zur Anwendung kam. Und wenn einmal französischer Einfluß feststeht, so kann man nur an Cluny denken, von wo gerade zur Zeit, da Kasl gegründet wurde, die Reform des Benediktinerordens ausging. Neben dem Tonnen- und Kreuzgewölbe weist auch die Vorhalle in Kasl auf Cluny hin.

Die großartige Abteikirche zu Cluny selbst besaß eine doppelte Vorhalle, deren eine doppelgeschossig war, und wo man in Deutschland verartige Vorhallen an

romanischen Bauten findet, läßt sich immer der Einfluß Cluny's nachweisen, der in Deutschland durch Hirsau vermittelt wurde.

Da nun Kasl auch eine solche Vorhalle besaß, so wird die Ansicht, daß ein mit Cluny direct oder indirect in Verbindung stehender Baumeister die Kasler Stifterkirche erbaut habe, wesentlich verstärkt.

Zudem ist die Entstehungsgeschichte des Klosters dieser Annahme sehr günstig.

Die ersten Mönche, die dasselbe bevölkerten, kamen, wie schon erwähnt wurde, aus Petershausen bei Constanz unter dem Abte Theodorich. Die Veranlassung zu dieser Berufung ist ohne Zweifel bei Bischof Gebhard von Constanz zu suchen, dessen Schwester Luitgard das Kloster Kasl mitbegründet hat. Bischof Gebhard war aber in Hirsau Mönch gewesen, ehe er Bischof wurde, und stand daher mit Cluny in naher Beziehung. Es ist deshalb kaum anders zu denken, als daß die ersten Kasler Mönche auch der cluniacensischen Reform angehörten — und daß der Baumeister der Kasler Klosterkirche aus der cluniacensischen Schule hervorgegangen war.

So begreift es sich, wie zu einer Zeit, wo die Technik des Wölbens in Bayern noch kaum geübt wurde, in Kasl die Wölbung eines fünfschiffigen Chores mit Tonnen- und Kreuzgewölben im Hauptschiff ausgeführt werden konnte, einem Gewölbesystem, das in der deutschen Kunstgeschichte eine ganz seltene Erscheinung bildet.

Noch ein Wort über die Klostergebäude, die der Kirche östlich sich anschließen! Sie umfassen mehrere kunstgeschichtlich interessante Räume: vor allem den Kapitelsaal, wie er gewöhnlich genannt wird. Dieser flachgedeckte Raum gehört dem Beginn des 13. Jahrhunderts an. Darin steht ein portalartiges Monument, dessen Bestimmung die Archäologie immer noch nicht festgestellt hat. Die einen bezeichnen es als Altar, andere als Mückwand für den Altar, wieder andere bringen es mit dem Doppelloster in Zusammenhang, das in Kasl eine Zeit lang bestanden haben soll.

Ein weiteres Denkmal des 13. Jahrhunderts innerhalb der Klostergebäude ist die sogenannte Stifterkapelle, die an den südlichen Thurm anstößt. Die vier Gewölbejoche derselben werden durch einen Mittelpfeiler und entsprechende Wandpfeiler getragen. In ähnlicher Weise mag die Halle im Obergeschos des Paradieses gewölbt gewesen sein.

Auch der Speisesaal aus der Benediktinerzeit ist erhalten. Es ist eine stattliche gothische Halle von 23 m Länge, 8 m Breite und ungefähr 10 m Höhe. Ein Kreuzgewölbe zu fünf Jochen überspannt den Raum. Schlusssteine, Rippen und Consolen sind treffliche Steinmetzarbeiten der entwickeltesten Gothik. In diesem Saale ist noch ein seltenes Handwaschbecken aus gothischer Zeit erhalten. Es befindet sich nahe dem Eingang an der Westwand.

Aus drei Löwenrachen ergoß sich das Wasser zum Gebrauch. Die Nische, in welcher der steinerne Wasserbehälter sich befindet, ist von einem kräftigen Wimperg überragt. Letzterer ist mit zwei Mönchsgestalten (Kniestücke auf Wolken) belebt, von denen der eine einen Krug hält, bereit, von dem Wasser auszugießen, während der andere das Handtuch darreicht.

Die Bemalung dieser interessanten Sculptur scheint die ursprüngliche zu sein.

Niemand wird endlich den prächtigen Ausblick bewundern, den man am Südbahngang des Berges, an der dortigen Ringmauer stehend, genießt, ohne den reizenden Erker zu gewahren, der die Giebelwand des aus der Südf front des Gebäudes herauspringenden Flügels schmückt. Der Erker ist ein Werk der Spätgothik; feines Blendmaßwerk belebt dessen Flächen.

Uebrigens würde die Mappe eines Landschaftsmalers mit vielen landschaftlichen und architektonischen Skizzen bereichert sein, wenn er Abschied nähme vom Klosterberg zu Kasl mit seiner ehrwürdigen Basilika und seinem burgähnlichen Kloster.

Der Kunsthistoriker aber, und wer immer für monumentale Kunst sich interessiert, kann nicht scheiden von Kasl, ohne den sehulichen Wunsch mit sich zu nehmen, es möchten doch Tage der Auferstehung kommen für das schöne Gotteshaus droben auf dem Klosterberge. Dieses in der bayerischen und deutschen Kunstgeschichte bedeutsame Baudenkmal wäre in der That einer stilgemäßen Restauration sehr würdig und sehr bedürftig.

Wenn es mir gestattet ist, eine Anregung hier auszusprechen, so möchte ich hinweisen auf den oben angeführten churfürstlichen Befehl, die Malereien in der Kirche zu übertünchen. Die Basilika war also mit Malereien geschmückt, die unter der jetzigen öben Tünche verborgen sind. Ein Anhaltspunkt über das Alter, über Inhalt und Ausdehnung dieser monumentalen Bemalung gibt es allerdings nicht, möglicherweise könnte ein ganz singulärer Fund gemacht werden. War doch die Anlage des fünf schiffigen Chores, das flächenreiche Lonnengewölbe zur Ausführung eines ganzen Gemäldezyklus sehr geeignet! Die Geschichte der Malerei hat für Bayern bis jetzt nichts derartiges zu verzeichnen.

Jedenfalls wäre es der Mühe werth, wenn gelegentlich einer Neutünchung oder Restauration die Gewölbeflächen in der genannten Beziehung untersucht würden.

Wüchste dieser Wunsch und diese Hoffnung sich realisiren! Bereits werden zwischen dem Pfarramt und der k. Regierung Unterhandlungen über die Restauration der Kirche gepflogen. Es besteht somit die Hoffnung, daß dieses ehrwürdige Baudenkmal des Mittelalters Lage der Auferstehung erleben wird. Die große Glocke, die am 8. Januar des Jahres 1323 beim Siegesfest Ludwigs des Bayern zum ersten Mal erklang, wird wohl in nicht gar ferner Zeit dieses frohe Ereigniß mit ihrer feierlichen Stimme in den Gauen der Oberpfalz verkünden!*)

Stilla von Abenberg.

Von Adam Hirschmann.
(Schluß.)

Nach diesen negativen Darlegungen wollen wir nunmehr den Versuch wagen, ein positives Resultat zu gewinnen.

Zwei Momente sind uns in der Stillafrage sicher gegeben, nämlich die schriftliche Fixirung der Tradition durch den Visitator Vogt 1480 und der Grabstein in der Peterskapelle zu Abenberg.

Aus den Angaben Vogts, welcher von einem restaurationsbedürftigen Altare spricht, ergibt sich die Thatfache,

*) Literatur: Dr. B. Riehl, Denkmale der frühmittelalterlichen Baukunst in Bayern. Brner, Das Merkwürdigste von Kasl. 1830. Eichstätter Pastoralblatt, X. und XI. Jahrgang.

daß in früheren Jahrhunderten ein umfassender Cult Stilla's vorhanden war, welcher jedoch allmählig nachgelassen hatte. Denn wäre die Berechnung Stilla's erst kürzlich entstanden, ehe Vogt nach Abenberg kam, so wäre die Wallfahrt zur Peterskapelle eine viel lebendigere gewesen, und der bischöfliche Commissär hätte nicht nöthig gehabt, zur Hebung derselben die Mahnung zu geben, den Altar wiederum herzustellen und den Chor neu zu bauen.

Der Grabstein, welcher dem 12. Jahrhunderte angehört, stellt eine weibliche Person dar, welche eine Kirche in der Hand trägt und welche in Ansehung ihrer kaltenreichen, höflichen Gewandung hoher Abkunft gewesen sein muß. Das Attribut eines Gotteshauses, die Ruhestätte in der Peterskapelle lassen unzweideutig erkennen, daß die dargestellte Person die Stifterin genannter Kirche gewesen sei. Ferner besagt das Grabmal, daß die Erbauerin jener Kapelle in Abenberg begütert gewesen sein müsse; denn sonst hätte sie wohl kaum eine Veranlassung gehabt, an dieser Stelle eine Kapelle zu errichten; außerdem hätte sie ihre letzte Ruhestätte anderswo gefunden.

Das Bindeglied zwischen den Angaben Vogts und dem stimmigen Zeugnisse des Grabmales bildet die örtliche Ueberlieferung, welche den Namen „Stilla“ an die Peterskapelle und an den Grabstein aus dem 12. Jahrhundert knüpft.⁹⁹⁾

Sind wir nun berechtigt, diese Tradition zurückzuweisen? Dürfen wir sie als völlig grundlos erklären und ihr jeglichen historischen Werth absprechen? Wir verkennen durchaus nicht die Schwere des Einwandes: Warum schweigt Vogt 1480 vollständig über das Grabdenkmal Stilla's?

Aber bei näherem Zusehen dürfte selbst Vogts kurzer Bericht nicht zu Ungunsten des Grabsteines ausfallen. Warum betont denn der eichstädtische Visitator, um die Wallfahrt neuzubeleben, so sehr die Nothwendigkeit der Restauration des Altars und die Erbauung des Chores an der Peterskapelle? Wohl bezweigen, weil gerade im Chore die Stifterin des Gotteshauses ihre letzte Ruhestätte gefunden, weil unter den Trümmern derselben deren Grabstein verborgen sein mochte. Der einfache Name Stilla konnte sich bei aller Verdunkelung der sonstigen Lebensumstände im Bewußtsein des Volkes ohne Schwierigkeit forterhalten, mochte auch das eifrige Zutreten zu ihrem Grabe längst aufgehört haben.

Somit glauben wir festgestellt zu haben: Stilla ist eine abenbergische Lokalheilige des 12. Jahrhunderts von

⁹⁹⁾ Vielleicht dürfte der Name Stilla mit „Sthala“ in Beziehung gebracht werden, von welchem die Genealogie der Zollern in der Handschrift des Erasmus Sann von Freising spricht: Burchardus comes de Zolr genuit quatuor filios et duas filias: Burchardum, Egenonem, Fridericum et Gottfridum et matrem palentini de Tawig et alteram quam duxit Wernherus comes. Burchardus duxit quandam de Sthala et genuit ex eo Burchardum et Fridericum comites de Hohenburch. Gottfridus sine herede decessit. Fridericus genuit Fridericum et Perchtoldum. Berchtoldus genuit filiam, quae nupsit comiti de sancto monte. Fridericus genuit Fridericum puregravium de Nürnberg. (M. G. S.S. XXIV, 78.) Weber Stälin (Württembergische Geschichte II, 50), noch Riedel (Die Ahnherren des preussischen Königshauses in: Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1854 S. 19–21), noch Schmid (Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg, Stuttgart 1862 p. LXXXIX) geben irgend welche Notiz zu Sthala. Nach Schmid lebte Bursard II., welcher mit einer ungenannten Tochter des Hauses Sthala vermählt war, zwischen 1125–1150.

hoher Abkunft, welche als Stifterin der Peterkapelle da- selbst ihre Ruhestätte gefunden hat.³⁹⁾

Alle übrigen Nachrichten und Angaben gehören nicht der Geschichte, sondern der Sage an, welche mit verschiedenen Zügen aus den Legenden anderer Personen das Leben Stilla's auszugestalten sich bemüht hat.

Wann und wo hat allenfalls der Name Stilla die legendäre Ausschmückung erfahren?

Wir haben schon oben dargelegt, wie unter dem gelehrten⁴⁰⁾ Abte Petrus Wegel die Grafen Rapoto und Konrad von Abenberg als die ursprünglichen Stifter des Klosters Heilsbrunn aufgefaßt und als solche bildlich verherrlicht worden sind. Damit dürfte wohl auch die Erweiterung der Stilla-Legende in Beziehung zu bringen sein.

Gerade am Ausgange des Mittelalters erwachte unter dem günstigen Einflusse der neuentdeckten Buchdruckerkunst ein eifriges Streben, die literarischen Schätze der Vergangenheit zu sammeln, die alten Urkunden und Chroniken allgemein zugänglich zu machen. Auch die Heiligenleben wurden in den Kreis der Forschung gezogen und ihr Leben gerne mit einem reichen Kranze von großen Wunderwerken umwoben.

Schon unter den ältesten Incunabeln finden sich Legendarten und einzelne Heiligenleben, zur Erbauung bestimmt. Hin und wieder bieten sie ein brauchbares Körnchen dar; im ganzen aber erscheinen die Legenden in solcher Weise überarbeitet, daß das triviale, allen gemeinsame, überhandgenommen hat, das geschichtliche oft ganz verschwunden oder doch verbunkelt ist. (Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I, 5, 9.)

In dem Cistercienserkloster Heilsbrunn ließ der Abt Sebald 1498 — 1518, welcher sich als Thomist und Historiker einen geachteten Namen erworben hat,⁴¹⁾ einen eigenen Saal bauen zur Aufbewahrung der zahlreichen Pergamenthandschriften. Noch zu Hoder's Zeiten 1731 zählte die Bibliothek des 1540 eingezogenen Klosters

³⁹⁾ Außer den schon genannten Lokalheiligen Achahildis (St. Akin) von Wendelstein, Reymot von Holnstein, Gunthildis von Biberbach kennt die Diöcese Eichstätt noch den seligen Bollo, der in dem nahe bei Eichstätt gelegenen Harldorfe Pollensfeld verehrt wurde. Wir besitzen nur eine einzige Nachricht über ihn aus der Feder des Hebdorfer Annalisten Kilian Leib, welcher zum Jahre 1524 bemerkt: *Putei in vicino monte fere omnes fuere exsiccati, verum fons D. Solae confessoris in pago Everschwangk et fons beati (uti ajunt) Pollonis in villa Pollensfeld, quae loca milliarii spatio ab Aichstat sita sunt, minime defecerunt.* (Döllinger, Beiträge II, 587.) Förstemann, Althochdeutsches Namenbuch S. 274 leitet Bollo ab von Bol und weist aus Herz M. G. II, 62, Ratperti casus S. Galli, aus Neugart, Kausler, Meichelbeck das Vorkommen dieses Namens im 9. Jahrhundert nach. Im römischen Martyrologium kommt unterm 28. April ein Pollio in Bannonien vor.

⁴⁰⁾ Auf seinem Grabsteine wird der am Thomastage 1479 verstorbene Abt Petrus gerühmt:

Omnibus in studiis doctus fuit atque disertus
Hic Phoebum coluit Pegasidesque Deas.
Noveat hic cuncta referas quae Theologia,
Prudens in factis, clarus in orbe fuit.

In der Rechnung von 1474 steht über ihn geschrieben: *Dns. Petrus abbas s. Theol. professor, rexit annos sedecim et construxit novum ambitum, capitolum, dormitorium, infirmatorium, novam liberariam, praeter libros per eum emptos, quos non computavi.* Hoder, Heilsbr. Antiqu.-Schatz I, 76. Petrus Wegel war von dem Rektor Johannes von Rufen 1431 an der Universität Heidelberg immatrikulirt worden.

⁴¹⁾ Sebald Babenberger war am 9. April 1479 an der Universität Heidelberg immatrikulirt worden.

zu Heilsbrunn über 600 Manuskripte des verschiedenartigsten Inhaltes (Hoder I. c. biblioth. praef. § 13 et 17). Unter den handschriftlichen Heiligenleben finden sich vorgetragen die Biographien des hl. Othmar, des hl. Otto, des hl. Heinrich, das Sammelwerk: Blüten der Heiligen (*flores sanctorum*) mit nahezu 200 Charakterzeichnungen, Reden auf die Leiden der Heiligen mit 40 Lebensgeschichten; es erscheint: Neues Passionale mit Reden auf 77 Heilige.⁴²⁾ Auch das Leben der hl. Kunigundis, des hl. Erzbischofes Tiemo von Salzburg (vergl. Theol.-prakt. Monatsschrift 1896, 697 ff.), des hl. Willibald und anderer Persönlichkeiten des bonifatianischen Zeitalters war dem Sammeleifer der Mönche von Heilsbrunn nicht entgangen (Hoder I. c. bibl. 7—96).

Von den ältesten hier einschlägigen Druckwerken besaßen sie: Viola Sanctorum, Straßburg 1487, Sermones de Sanctis von Jakob de Voragine 1484 (conf. Kirchenlex. I, 183), ferner die Predigten des Dominikaners Johann Gerolt über das Kirchenjahr und die Heiligen, erschienen zu Nürnberg, gekauft von dem Abte Johannes Wenk 1518—1529.

Wenn nun die Söhne des hl. Bernhard in Heilsbrunn sich mit solchem Eifer den Studien hingeeben haben, ist es da nicht höchst wahrscheinlich, daß sich die ersten Bewohner des Klosters Marienburg, welches im Jahre 1488 von der Bürgermeisterswitwe Katharina Habermayer von Weissenburg mit Hilfe einiger Jungfrauen aus dieser Stadt und aus Nürnberg gegründet worden war (Sax, Die Bischöfe und Reichsfürsten von Eichstätt I, 338), dorthin gewendet haben, um angesichts des Grabes einer seligen Stilla Aufschluß über die Lebensschicksale dieser Persönlichkeit zu erhalten? Diese Vermuthung wird noch gesteigert, wenn wir die Thatsache ins Auge fassen, daß der letzte katholische Abt des Klosters Heilsbrunn, Johannes Schopper, als Humanist von Bruchschus hochgeehrt, im Jahre 1491 in Abenberg das Licht der Welt erblickt hat. Frühzeitig trat der reich-talentierte Jüngling in das benachbarte Cistercienserkloster ein, besuchte im April 1512 die Hochschule zu Heidelberg, dem gewöhnlichen Studienorte der Novizen von Heilsbrunn (Sammelblatt des histor. Vereins Eichstätt II, 25 nach Töpke, Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386—1662, 2 Bde.), und fertigte als Prior 1524 ein theologisches Gutachten für den zwischen Katholicismus und Luthertum hin- und her schwankenden Markgrafen Kasimir in Ansbach. Am 6. September 1529 wurde Schopper von 19 wahlberechtigten Conventualen zum Abte von Heilsbrunn gewählt. Auf die Bereicherung der Büchersammlung verwendete er jährlich 25 fl. (Hoder I. c. I, 109; Strauß, Viri insignes p. 389).

Da nun die abenbergischen Aufzeichnungen der Stilla-Legende nach Form und Inhalt aus Einer Quelle geflossen sind, da ferner das älteste Manuskript der Schwester Monika Fardetin aus dem Jahre 1593 die Jahreszahl 1502 enthält, in welchem die Gemeinde Trommesheim

⁴²⁾ Diese Handschrift wurde nach der Schlußbemerkung abgeschrieben von Hermann von Rohstall, welcher zur Erklärung und Geschichte dieses Ortsnamens sich auf Aventin beruft. Letzterer vollendete 1521 seine Annalen; im November 1522 begann er die Verdeutschung derselben, Chronik betitelt (Kiezler, Joh. Turmairs sämtl. Werke I, XVIII). Gerade Aventin bot (Chronik Buch VI c. 6, Kiezler V, 315) die Geschichte der Jungfrau Bertha von Siburg. Ueber seine papstfeindliche Stellung und seine zahlreichen Fälschungen s. Grets. VI, 124, 235—263; VII, 314; Kiezler I, XL. Hoder citirt I. c. bibl. p. 233 die Ausgabe der Chronik Aventins vom Jahre 1566.

an der Altmühl eine Kerze nach Abenberg verlobt wegen Befreiung von Kriegsnöthen, so werden wir nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, die Tradition über Stilla sei in der erweiterten Fassung in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zum ersten Male schriftlich niedergelegt worden. Auch Müller (l. c. p. IV) hält die Handschrift des Jahres 1594 größtentheils für eine Abschrift einer 50—80 Jahre älteren Vorlage, die nicht mehr vorhanden ist. Die geschichtlichen Untersuchungen über die Grafen Rapoto und Konrad von Abenberg, wie sie in Heilsbrunn gepflogen wurden und in dem oben erwähnten Gemälde Ausdruck gefunden haben, führten unschwer auch zu Stilla, die wegen ihrer Ruhestätte in der Peterskapelle zu Abenberg kurzweg als Gräfin von Abenberg und als Schwester der angeblichen Stifter von Heilsbrunn betrachtet werden konnte.

Wohl nicht ohne Einfluss auf die Phantasie der ersten Oberin von Marienburg, Katharina Habermayer, welche sich vorher in dem 1471 gegründeten Klosterlein Mariastein bei Eichstätt aufgehalten hatte, ist das Leben der Reklusin Agnes Geslingerin geblieben, welche an dem Nebdorfer Chorherrn Hieronymus einen Biographen gefunden hat: „Das teglich brot von den Heiligen“, Hagenau 1522. Der Jesuit Anton Grammer gibt in seinem Buche „Heiliges und gottseliges Eichstätt 1780“ folgenden Auszug: „Es war eine Matrone mit Namen Agnes Geslingerin, von ehrlichen Eltern im Schwabenlande geboren,“⁴³⁾ die wunderbare Dinge von dem hl. Altarsakramente empfangen hat. Deters hat sie eine lange Reise unternommen, daß sie einer andächtig gelesenen hl. Messe könnte beiwohnen. Noch als Kind hat der Seelenfeind sie aus dem Mutter Schooß herausgerissen und sie in den Donaufluß geworfen, aus welchem sie durch ihren Vater wunderbar wieder herausgeholt wurde. Kaum etwas erwachsen, hat sie die Knaben zur Andacht aufgemuntert, und mit ihnen kleine Wallfahrten veranstaltet. Einmal gesellte sich Jesus in Gestalt eines holdseligen Knaben bei. Einmal in der Wittwoche, als sie der Prozession beiwohnte, hat ihr der böse Feind das ganze Kleid rückwärts zerschnitten, so daß sie den Wittgang zu verlassen gezwungen war, wie er ihr auch zu Hause ihre ganze Kleidung sammt vielen anderen Hausgeräthen ins Feuer geworfen. Wegen der fortwährenden Versuchungen verbarg sie sich auf dem Gottesacker unter den Todtengebeinen; hatte aber auch bei der Nacht genug Licht zur Arbeit. Sie betete viel für die armen Seelen. Sie verschaffte große Hilfe den ausfälligen, bresthaften Kranken, denen sie mit dienstwilliger Arbeit Tag und Nacht beigezungen. Sie hatte auch Erscheinungen der Mutter Gottes, der hl. Petronilla; sie wurde im Geiste, aber auch dem Leibe nach in andere Länder versetzt. Sie starb 1504 und wurde in der Klosterkirche zu Nebdorf, in dessen Nähe sie zuletzt gelebt hatte, beigelegt.“ (Grammer S. 231—237, Greiser 10, 829; Viri insignes p. 188.)

Angehts des frommen Wunderglaubens mittelalterlicher Geschichtsschreibung darf man sich an derartigen unkritischen Ausgestaltungen vorgesehener Lokalnotizen nicht stoßen; die wachsende Sage lehnte sich auch gerne an ältere Produkte historisch beglaubigter Personen an. So wurde z. B. das Lebensbild des hl. Sebalbus in Nürnberg an der Hand der Biographie Theobalds, welchen Papst Alexander II. (1061—1073) kanonisiert hatte, im 12. oder 13. Jahrhundert mit Wunderwerken der seltsamsten Art ausgeschmückt. (Stamminger, Franconia

s. I, 534.)

Unter den Eichstätter Diözesanheiligen taucht plötzlich die hl. Bunnä, angeblich die Mutter des hl. Willibald,⁴⁴⁾ auf. Wahrscheinlich hat der höchst unkritische Philipp von Ratshausen, welcher aus dem Cistercienserkloster Barr im schönen Elsaß 1306 als Bischof nach Eichstätt berufen worden ist, diesen Namen in die Geschichte eingeführt. (Acta S.S. Julii tom. II, 486.)

Daß man aber im Mittelalter auch die unbegründeten Sagen und Legenden mit stamenswerther Leichtgläubigkeit hingenommen hat, beweist u. a. mehr als zur Genüge die Fabel von der Päpstin Johanna, welche durch die Chronik des Dominikaners Martin von Troppau⁴⁵⁾ (gestorben 1278) und des dem gleichen Orden angehörigen Johannes von Mailly in Umlauf gesetzt worden ist. Trotz innerer Unmöglichkeit und augenscheinlicher Märchenhaftigkeit fand die Sache die gläubigste Aufnahme. Im Anfange des 15. Jahrhunderts fand die Päpstin unter den Papstbüsten im Dome zu Siena eine Stelle, und sie behauptete den Platz zwei Jahrhunderte, bis sie endlich auf Begehren Klemens' VIII. entfernt oder vielmehr in den Papst Zacharias verwandelt worden ist. Als auf dem Concil zu Konstanz Hus für seine Lehre sich auf das weibliche Papstthum berief, erfolgte von keiner Seite ein Widerspruch. (Döllinger, Die Papstfabeln des Mittelalters S. 1—45; Kirchenlex. VI, 1519; Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen II, 426.)

Als Resultat unserer Untersuchung dürfte sich somit ergeben haben, daß Stilla's Abstammung von dem Grafen Wolfram II. oder Zelchus von Abenberg, überhaupt ihre Zugehörigkeit zu diesem adeligen Hause nicht erwiesen werden kann, daß vielmehr die Legende, welche unter dem Einflusse der Mönche von Heilsbrunn erst gegen Anfang des 16. Jahrhunderts schriftlich niedergelegt worden ist, vielfach in offenem Widerspruch mit der Zeitgeschichte steht. Daher betrachten wir Stilla als eine abenbergische Lokalheilige des 12. Jahrhunderts, deren hohe Abkunft durch ihren Grabstein, deren Name uns durch den Bisitator Bogt 1480 verbürgt wird.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

o. München, den 26. Febr. Nach der Proklamierung neuer Mitglieder ertheilte der Vorsitzende Herr Professor Dr. J. Raute das Wort Herrn Grafen Bichy, k. u. k. österr.-ungar. Gesandten, zu seinem Vortrage: „Ueber Wiederentwicklung einer scheinbar verkümmerten Rasse von Hirschen.“ In den Park eines Nachbargutes in Ungarn waren in den 60er Jahren Hirsche verbracht worden, die allmählich degenerirten. Während eines strengen Winters brach ein Theil aus und kam in das Waldgebiet des Grafen, wo vorher keine Hirsche waren, und entwickelten sich im Laufe eines Jahrzehntes zu wahren Pracht-

⁴³⁾ Wenn Hans Holwein d. Nelt, dem ersten Bischöfe von Eichstätt, den er überdies in weltlicher Kleidung darstellt, zwei Pfeile in die Hand gibt, so folgte er sicherlich mehr der künstlerischen Laune als der historischen Wahrheit. Deibel, Christl. Monographie II, 681.

⁴⁴⁾ Die Klosterbibliothek zu Heilsbrunn besaß einen Pergamentcodex des Martinus Polonus über das Leben der Kaiser und Päpste, der sehr geschätzt war. Codex l. c. biblioth. p. 88. Ein sehr interessantes Beispiel, wie der hl. Martin von Tours einen angeblichen Heiligen, an dessen Grab sogar ein Altar errichtet worden war, als Räuber, der ob seiner Schandthaten hingerichtet worden, entlarvte, erzählt Sulpicius Severus, Leben des hl. Martin c. 11. Ueber die Sage der Petersketten, welche sich wunderbarer Weise vereinigt hätten, siehe Zeitschrift für kath. Theologie 1896, 116.

⁴⁵⁾ Wohl ist damit das schwäbische Städtchen Dillingen bei Dillingen gemeint.

exemplaren. Bezug von den Karpathen ist nicht anzunehmen. Daß sie sich trotz der Inzucht so gut entwickeln, schreibt der Vortragende außer der Ernährung hauptsächlich der Beweglichkeit zu. In der Diskussion über diese interessante Thatsache beteiligten sich der Vorsitzende, Geheimrath v. Bittel, H. v. Ranke und der Vortragende. Hierauf sprach Dr. Prof. Selenka „über fossile Affen“ (*Pithecanthropus erectus Dubois*). Ueber den *Pithecanthropus* ist an dieser Stelle im vergangenen Jahre von Kaplan Dumüller referirt worden. Es möge ergänzend nachgetragen sein, daß noch ein weiterer Backenzahn gefunden wurde und daß nach den in derselben Schicht vorkommenden fossilen Ueberresten der Fund wahrscheinlich der jüngeren Tertiärperiode angehört. Die Fundgegenstände scheinen einem Individuum anzugehören. Auf Grund der Untersuchungen an den Objecten selbst bezw. an Gipsabgüssen neigen die meisten Gelehrten der Ansicht zu, daß man es mit einem großen gibbonartigen Affen zu thun habe. Auch der Vortragende spricht sich in diesem Sinne aus, nur glaubt er, daß das Schädelvolumen besonders groß zu nennen sei. An den Vortrag schloß sich eine Diskussion an. Geheimrath v. Bittel ist für die Zusammengehörigkeit der 4 Funde und hält das Wesen ebenfalls für einen Affen. Dr. Köse hält die Zähne ebenfalls für affenähnlich. Der Vorsitzende hebt hervor, daß die Angabe Dubois' über den Schädelinhalt wohl zu hoch gegriffen sei. Es spricht nichts an den Fundobjecten dafür, daß jenes Wesen irgend ein Merkmal besessen hätte, das bis jetzt als Unterscheidungsmerkmal des Menschen vom Affen nachgewiesen ist, z. B. die geknickte Schädelbasis, die centrale Lage des Hinterhauptloches, im Verhältnis zu den Armen lange Beine usw. Mit dem Dank an die Vortragenden schloß die interessante Sitzung.

Recensionen und Notizen.

9. Die Fasten-Literatur dieses Jahres bringt uns einige Neuheiten aus dem Verlag von Fr. Buxtel in Regensburg, die sicherlich zu den besseren Erscheinungen dieser nur allzu üppig ins Kraut schießenden Gattung gezählt werden dürfen: Alph. Breiter behandelt „Das Leben Christi: eine Tugendsschule“ in acht Fastenpredigten. (VI + 144 SS. M. 1.20.) Neues ist natürlich nicht zu sagen, doch ist der tausendmal schon behandelte Stoff gut gewirkt, sind die angezogenen Schriftstellen wirklich namhaft gemacht und auch manche Stellen aus dem römischen Brevier passend angewendet. Das Inhaltsverzeichnis gibt zugleich in angenehmer Weise die Disposition. In den Scenen aus der Leidensgeschichte des Herrn werden die Tugenden der Gottesliebe (Gebet, Opfermuth), der Nächstenliebe (Sanftmuth, Barmherzigkeit), der Selbstliebe (äußere und innere Abtödtung) erwogen; eine Einleitungsrede stellt den Herrn als einen Anseherer zum Tugendleben und eine Schlusspredigt stellt ihn als Urbild der tugendhaften Seele dar. Benützt ist auch das vortreffliche „Leben Jesu“ von Meißler. — Ebenfalls acht Predigten über „Das glückliche Jenseits“ bringt G. Dießel C. ss. R. (SS. VIII + 175, M. 1.40), der auf homiletischem Gebiete kein Neuling ist, sondern fast alle Jahre eine Fastengabe liefert. Seine Sprache ist sehr ernst und eindringlich, die Disposition klar und logisch gegliedert. Die Themen der acht Vorträge sind: 1) Die Lehre des Glaubens über das glückliche Jenseits. 2) Die Bewohner des Himmels sind frei von allen Leiden. 3) Die Auserwählten führen im Jenseits ein Leben voller Freude. 4) Das Wesen der himmlischen Freude besteht in der innigen, unaufs lölichen Verbindung mit Gott. 5) Die übrigen Freuden des Himmels. 6) Die verschiedenen Wege, auf denen die Seligen ihr Ziel erreicht haben. 7) Die Wirkungen, welche die öftere Betrachtung des Himmels in uns hervorbringen soll. 8) Charfreitagspredigt: Was lehrt uns das Kreuz über das glückliche Jenseits? — Mart. Jäger hat sich als Gegenstand für sechs Fastenpredigten „Die gemischten Eben“ (SS. VI + 160, M. 1.40) ausgewählt, eine heikle Sache, denn die, welche es angeht, hören nicht gern davon; sicher ist auch noch niemals ein solcher, der im Begriffe stand, eine gemischte Ehe einzugehen, durch irgendwelche Gründe der Religion oder der Vernunft von der gewaltthätigen sogen. „Liebe“ abspenstig gemacht worden. Daß

es gleichwohl Pflicht des Seelforgers ist, den Willen der Kirche und zu geben und vor Eingehung einer solchen Verbindung zu warnen, das läßt sich nicht bestreiten. Dieser Aufgabe wird das Buch in sachkundiger Weise gerecht; es dürfte den Gläubigen nicht weniger vortheilhaft sein, die ruhige und besonnene Auseinandersetzung zu lesen, wie sie selbe im Zweibrücken gehört haben, wofür selbst diese Predigten gehalten wurden.

„In Nacht und Eis“, von Fridtjof Nansen. 36 Bieferungen à 50 Bg. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

** Der Leser des soeben erschienenen 5. Heftes des interessanten Werkes wird finden, daß die Situation zu Beginn der Fahrt für Nansen und seine Leute eine recht bedenkliche war. Sowohl im Karischen Meer, dem „Eisfeller“, als auch weiter ostwärts an der sibirischen Küste war Nansen nahe daran, mit der „Fram“ im Eise stecken zu bleiben, dadurch mindestens ein Jahr zu verlieren oder der Expedition ein vorzeitiges Ende bereitet zu sehen. Weiter zeigt ein von dem berühmten Maler Sinding nach einer Photographie Nansen's gezeichnetes Bild einer Walroßjagd, wie auch die Thierwelt dem Eindringen der Expedition in jene ungasflichen arktischen Regionen Widerstand zu leisten versuchte. Aber aus dem zweiten Hefte „Die Feier des Verfassungstages (17. Mai) in hohen Breiten“ ersehen wir dann, daß die Framleute alle Anfangsschwierigkeiten überwand, auch in jenen höchsten Breiten den Humor nicht verloren und es sich nicht nehmen ließen, den Ehrentag des Vaterlandes in möglichst festlicher Weise zu feiern.

Martin Jof. (s. J.), Leben des hochwürdigen P. Petrus Johannes Beck, Generals der Gesellschaft Jesu. Ravensburg, Dorn 1897. 8°, 200 Seiten.

9 Das mit einem Titelporträt geschmückte, sehr elegant ausgestattete Buch ist eine freie Uebersetzung einer in flämischer Sprache erschienenen Lebensbeschreibung (von A. M. Verstraeten s. J.). Sie gibt ein treues und anschauliches Lebensbild eines von den Seinen, wie auch in weitesten Kreisen hochverehrten, vorzüglichen Mannes, des zweiundzwanzigsten Generals der Gesellschaft Jesu, des P. Petr. Joh. Beck (1795—1887). Geboren zu Schem in Brabant, trat er 1819 in die Gesellschaft Jesu und wirkte später 33 Jahre lang als Leiter und Vater dieses die ganze Erde umspannenden, vorzüglichsten aller religiösen Orden. Wer sich die religiös-wissenschaftliche Heranbildung eines Jesuiten in beliebiger Weise als einen barbarischen, geistnechtenden Drill, der aller Schreden Inbegriff ist, vorstellt, der dürste aus der Lektüre dieses Buches, das uns überaus erquickt hat, eine heilsame Enttäuschung erfahren. Durch einen 18jährigen Aufenthalt in Wien und dadurch, daß sich deutsche Blätter zur Zeit der Jesuitenverfolgung viel und gehäufig mit dem eifrigen P. Beck beschäftigten, ist er auch bei uns viel bekannt geworden; darum wird die interessant geschriebene Biographie ohne Zweifel auch in Deutschland und Oesterreich viele Freunde finden.

* Auf das Philosophische Jahrbuch, welches auf Veranlassung und mit Unterstützung der Görresgesellschaft Dr. Const. Gutberlet in Fulda herausgibt, möchten wir unsere Leser auch in diesem Jahre aufmerksam machen. Diese Zeitschrift empfiehlt sich ebenso sehr durch die Gediegenheit ihrer Abhandlungen und die Mannigfaltigkeit ihrer oft sehr eingehenden Referate und Recensionen, wie durch ihre umfassende Zeitschriftenschau. Das uns eben vorliegende 1. Heft des 10. Jahrganges enthält u. A. Aufsätze von E. Kofles betr. „die Controverse über die Möglichkeit einer anfangslosen Schöpfung“, von F. Straub „über die Gewißheit und Evidenz der Gottesbeweise“ und den Schluß der Abhandlungen von M. Kohlhofer „zur Controverse über bewußte und unbewußte psychische Akte“. Möge diese wichtige Zeitschrift wenigstens in die Lesecirkel noch mehr als bisher Aufnahme finden!